

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch



Aus dem Vorwort:

Arnon Grünberg bei Ilija Trojanow
auf der Couch

Aus dem ersten Kapitel:

Couchsurfen in Mittel- und Osteuropa

Arnon Grünberg
*Couchsurfen
und andere Schlachten*

Reportagen

*Herausgegeben und
mit einem Vorwort von*

Ilija Trojanow

*Aus dem Niederländischen von
Rainer Kersten*

Diogenes

Die vorliegende Auswahl wurde
für den Diogenes Verlag zusammengestellt
von Arnon Grünberg und Ilija Trojanow.
Nachweis am Schluss des Bandes.
Reportagen S. 14–60, 161–184, 238–303 und 330–428
Copyright © 2009 by Arnon Grünberg. Amsterdam,
Nijgh & Van Ditmar
Für die restlichen Reportagen
Copyright © by Arnon Grünberg
Umschlagfoto: Philipp Keel, ›Road to Wolong‹, 2007
Copyright © Philipp Keel

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/13/8/1
ISBN 978 3 257 06870 2

Inhalt

- Wenn ich ihn fragen könnte ...* 7
Arnon Grünberg bei Ilija Trojanow auf der Couch
- Alkoholismus mit Rollkoffer* 14
Couchsurfen in Mittel- und Osteuropa
- Saubere Laken* 24
Undercover als Zimmerjunge in einem bayrischen Hotel
- »Er neu. Ich muss alles beibringen!«* 46
Bedienen in Schweizer Zügen
- Untertauchen für Anfänger* 61
Wohnen im Neubauviertel
- Ein Jesus Christus unserer Zeit* 91
Als Masseur in Rumänien
- A Foreign Affair* 108
Auf der Suche nach einer ukrainischen Braut
- Der Dadaismus ist nicht tot* 139
Besuch in Transnistrien
- Ein nicht knausriger Jude* 161
Investieren in Kosovo und Montenegro
- Wunderbalsam und Völkermord* 185
Der Import von »Grünbergs Wunderbalsam« aus Montenegro

<i>Fortschritt</i>	201
Mit dem Auto von Istanbul nach Bagdad	
<i>Prélude zum Glück</i>	238
Unter holländischen Soldaten in Afghanistan	
<i>Ein neues Sofa</i>	284
Noch mal unter holländischen Soldaten in Afghanistan	
<i>Die Armee ohne Tradition</i>	304
Zu Besuch bei der Bundeswehr in Kundus	
<i>Ein exklusives Reiseziel</i>	330
Besuch in Guantánamo Bay	
<i>Der zionistische Traum</i>	357
Besuch bei der israelischen Armee	
<i>Waffenstillstand im Bordell</i>	370
Im Libanon bei der Hisbollah	
<i>Vater der Revolution</i>	399
Lori Berenson I	
<i>Das Kind der Revolution</i>	421
Lori Berenson II	
<i>Fröhliche Krise</i>	429
Weihnachten und Silvester in Thessaloniki und Athen	
Anmerkungen	464
Nachweis	470

Ilija Trojanow: Über die Jahre hinweg hat Arnon Grünberg fremde Identitäten angenommen, Erniedrigungen ertragen, Rollen gespielt, Missverständnisse ausgehalten und dabei stets seinen aufmerksamen Blick auf das Unvermutete gerichtet, sein geneigtes Ohr jenen geliehen, die einen Alltag bewohnen, der ihm zunächst befremdlich, exotisch oder grotesk erschien. Er war unter anderem Couchsurfer, Zimmerjunge, Brautshopper, Kellner, Masseur, Investor, er hat sich die Hände schmutzig gemacht und manches Mal in Situationen begeben, die ihn gewiss beschämt haben, ohne dass er seine Verlegenheit zeigen durfte. Doch allmählich, und das macht den besonderen Reiz dieser Reportagen aus, vertraut sich Arnon Grünberg dem Unbekannten an, so wie er es sich auf einem Sofa in der fremden Wohnung bequem macht. Nicht dass es dort heimelig wäre, aber die scharfen Kanten der Fremde, das Verstörende am Unverständlichen schleifen sich ab, und er beginnt hinter die Fassade des Offensichtlichen zu blicken.

Wie wählt er die unbekanntesten Berufe und Lebensentwürfe aus? Nähert er sich ihnen mit der Naivität des Unbedarften? Oder bereitet er sich darauf vor wie ein Schauspieler des *method acting* auf seine nächste Rolle? Führt er Notizbuch von Tag eins an, oder lässt er sich zunächst treiben beziehungsweise antreiben, bis er eine kritische Dichte der Erfahrung gesammelt hat, die ihn zum Stift greifen lässt? All das würde ich ihn gerne fragen.

Arnon Grünberg: Eine Reportageidee bringt immer wieder die nächste hervor: Nachdem ich einmal in Afghanistan gewesen war, wollte ich nochmals dorthin. Nachdem ich mich mit diesen Reportagen dem Genre genähert hatte, dachte ich: Warum mich auf Afghanistan beschränken? Es gibt doch auch einen Krieg im Irak, ich könnte die us Army begleiten. Was machen die Amerikaner dort, was sind die Unterschiede, was die Übereinstimmungen der Situation in den Ländern? Treten die Niederlande am Hindukusch anders auf, was machen *wir* dort und warum? Und wer sind die Leute, die dort den Kopf für uns hinhalten?

Außerdem: Warum mich auf Soldaten beschränken? Es gibt andere Berufe und andere Welten, die ich erkunden könnte. Ich las über Reisen für amerikanische Männer, die im Ausland eine Braut suchen, zum Beispiel in der Ukraine, und ich dachte: Da muss ich hin! Und so kam ich auf das Thema Menschenhandel. So führt ein Thema immer wieder zum nächsten.

Nach einer gewissen Zeit gab es allerdings auch Themenvorschläge und Anregungen von außen. So ging die Reportage über das Neubauviertel bei Utrecht auf eine Anfrage zurück, ob ich nicht etwas über die Kunstprojekte in jenem Viertel schreiben wolle. Ich antwortete, dass die Kunstprojekte mich weniger interessierten, aber dass ich gern etwas über das Viertel und seine Bewohner schreiben wollte, was dann in die genannte Reportage mündete.

Ich gehe vorbereitet, aber mit offenen Sinnen auf Reisen. Eine gewisse Naivität ist unerlässlich, wenn man wirklich beobachten will. Dabei benutze ich ein Notizbuch, denn alles muss stimmen – die Reportagen sind keine »Literatur«. Ich darf mir nichts ausdenken, alles muss dem Faktencheck standhalten.

Und ich passe mich an, lebe mich ein. Nach ein paar Tagen ist man auf dem Stützpunkt im Irak genauso zu Hause wie in einem Hotel in Bayern. Uniformen können helfen, in eine andere Rolle zu schlüpfen.

Es geht mir nicht darum, Missstände an den Pranger zu stellen: Wo ich sie sehe, beschreibe ich sie, ich will aber niemanden zwingen, sich zu empören, das wäre unhöflich und bringt wenig. Ich möchte beschreiben, was ich sehe, höre und rieche. Wenn irgend möglich, stelle ich mich vor.

Ich bin Spion oder Amateuranthropologe, aber auch ein Performancekünstler und letztlich doch immer wieder der Autor – mit großem Respekt vor den Menschen, über die ich schreibe. Dabei bin ich mir des Machtgefälles zwischen Autor und Beschriebenen durchaus bewusst: Wer andere beschreibt, übt Macht über sie aus. Dies ist fast immer der Fall, vor allem, wenn das Geschriebene von vielen gelesen wird.

Vom Naturell her bin ich eher Melancholiker als Aktivist, Melancholie scheint mir für einen journalistischen Schriftsteller die intelligenter Form des Aktivismus. Meine Absichten gehen eher dahin, zu analysieren, als zu verändern.

In einer idealen Welt wäre ich länger am jeweiligen Ort des Geschehens geblieben, aber ich bin kein Soldat, kein Zimmerjunge, meine Anwesenheit ist per definitionem vorübergehend. Hätte ich mehr erfahren, wenn ich länger geblieben wäre, nicht einen Monat, sondern ein Jahr? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht.

Alles ist ein Kompromiss, auch die Menge der Zeit, die ich an einem bestimmten Ort verbringen kann.

Rückblickend betrachtet, sind diese Reisen Erkundungen des Tragischen. Letzteres liegt in der Konfrontation mit der Faktizität und im Akzeptieren des Schicksals. Die Komik ist dabei nie weit entfernt. Wie sonst könnte man dem Tragischen begegnen, ohne in Zynismus zu verfallen?

Es gibt kaum etwas Schöneres, als sich selbst zu vergessen. Letztendlich sind diese Reisen auch Versuche, den anderen kennenzulernen, doch nicht als den Fremden, sondern als jemanden, der man selbst hätte sein können.

Ilija Trojanow: Ich fürchte, Arnon Grünberg ist ein Idealist und Moralist wider Willen. Immer wieder scheucht er seine eigenen skeptischen Pferde auf, so sehr misstraut er festen Überzeugungen und dogmatischen Gesetzen, aber in seiner literarischen Weitstirnigkeit offenbart sich ein Suchender, der die Abschottung bekämpft. Differenz ist für ihn eine zufällige Distanz, die überwunden werden kann (ob als Spion oder als Amateuranthropologe), Empathie ist für ihn integraler Bestandteil seines literarischen Verfahrens. Die Grenzen seines Verständnisses, vermute ich, sind die Schlagbäume des bitteren Ernstes; wer Ironie nicht akzeptieren kann, wird selbst schwerlich Akzeptanz finden. Arnon Grünberg hinterfragt die vorgegebenen Verwerfungslinien, weswegen seine Reportagen nicht nur spannend, unterhaltsam und lehrreich sind, sondern zum Nachdenken anregen, über die eigene Position, die eigene Wahrnehmung, die eigene Gewissheit. Arnon Grünbergs Texte sind Karten aus aller Welt, mit eigenwilliger Projektion und Proportion, gezeichnet von einem provokanten Geist.

Alkoholismus mit Rollkoffer

Couchsurfen in Mittel- und Osteuropa

(April 2008)

Im Winter 2007 hörte ich zum ersten Mal etwas von Couchsurfen². Es bedeutet, kurz gefasst, dass man umsonst bei Fremden übernachtet. Die Website bringt Leute, die ein Bett suchen, mit solchen zusammen, die ein Bett anzubieten haben.

Ich komme gern in die Wohnungen anderer Leute, es macht mir Spaß, unter fremden Duschen zu stehen. Doch achtundvierzig Stunden später möchte ich am liebsten wieder weg sein. Ein Bett mit Zukunft gleicht einem Sarg.

Darum habe ich mich bei couchsurfing.com angemeldet.

Was ich tue, dient meinem Zweck, leben zu lernen. Lernen, das heißt: sehen, wie andere es machen. Und auch: in den Sachen anderer Leute herumschnüffeln.

Sicherheitshalber unternehme ich diese Reise mit meinem Freund Sander. Für den Fall, dass Gastgeber oder andere Couchsurfer aggressiv werden.

Der Gratisaspekt erweist sich dabei als ein eher untergeordnetes Detail. Der eigentliche Reiz des Couchsurfens liegt im Kontakt. Wobei ich hinzufügen muss, dass ›Kontakt‹ für die meisten Beteiligten nicht unbedingt erotisch besetzt ist.

Das erste Bett steht in Berlin, in der Wohnung von Guy und Marianne in der Manfred-von-Richthofen-Straße. Guy ist Francokanadier und laut Couchsurfing-Profil Liebhaber von dunklem Bier. Wer Marianne ist, muss sich noch herausstellen.

In der Wohnung empfängt uns eine 21-jährige, schlicht gekleidete junge Frau, auch sie aus dem französischsprachigen Teil Kanadas. Sie ist in Berlin, um Deutsch zu lernen.

Weit und breit allerdings leider kein Guy. Dafür fünfzig leere Bierflaschen in der Küche.

Auf die Frage, wann Guy nach Hause kommt, antwortet Marianne: »Das kann spät werden.« Wie sie mir sagt, logiert in der Wohnung vorübergehend auch noch eine zweite Marianne, die Marianne deux genannt wird.

Ich sage: »Ich muss noch mal los, bin gleich zurück, ich kauf schnell noch ein Handtuch.«

Mehr als ein Bett darf man nicht erwarten.

Um sieben Uhr erscheint Marianne deux. Ebenfalls Franco-kanadierin. Marianne deux sagt, sie sei glücklich.

Von Guy nach wie vor keine Spur.

Gegen Mitternacht bieten Sander und ich an, im Wohnzimmer auf einer Matte zu schlafen, damit Marianne deux das Bett haben kann.

An der Wand hängen Fotos der blonden Krankenschwester, der eigentlich diese Wohnung gehört. Erst war sie in Indien, jetzt arbeitet sie in der Schweiz.

Brüderlich liegen wir schließlich zu dritt nebeneinander. Wir sprechen noch etwas Französisch, aber ich kann mich nicht mehr auf den richtigen Zeitengebrauch konzentrieren.

Lektion eins des Couchsurfens: Mach das Beste aus allem, was dir begegnet. Stell keine Fragen. Fragen sind kein Beitrag zum Glück.

Das zweite Bett steht in der Wohnung von Martina in Prag 7. Sie wohnt im dritten Stock. Ab acht Uhr abends sind wir willkommen.

Sander und ich wuchten meinen Schrankkoffer die Treppe hinauf. Innerlich bin ich von Kopf bis Fuß auf die zu erwartende Hip-

piekolonie eingestellt, mein Reisegepäck dagegen stammt aus Großvaters Zeiten.

Im Wohnzimmer liegen zwei Matratzen mit drei Couchsurfern. Es riecht nach Aschenbecher, Schweißfuß und Bananen.

Martina hat rotes Haar und ist ziemlich dick. Sie ist fünfundzwanzig, sieht aber älter aus. In ihrem Couchsurfing-Profil steht, dass sie raucht wie ein Schlot. Was sie verschwiegen hat, ist, dass sie von Bananensaft-Cocktails mit Rum lebt.

Ich komme mit einem jungen Australier ins Gespräch, der fünf Tage auf dem Flughafen von Prag übernachtet hat, bevor er Unterschlupf bei Martina fand. Mitten auf seiner Weltreise ging ihm das Geld aus. Der moderne Obdachlose ist eine dekadente Spezies.

Neben dem Australier liegt ein Pärchen. Er aus Frankreich, sie aus Spanien. Der Unterschied zwischen Liegen und Sitzen ist fließend. So wie auch unklar ist, wo der Pyjama beginnt und die Jeanshose endet. Ich würde sagen: Die Jeanshose ist der Pyjama.

»Warum hast du dich zum Couchsurfen angemeldet?«, frage ich Martina.

»Früher musste ich in eine Bar, um Leute zu treffen«, sagt sie. »Jetzt kommen sie zu mir. Ich kam zu Verabredungen auch immer zu spät. Jetzt komme ich nie mehr zu spät.«

»Habt ihr Hunger?«, frage ich. »Kann ich euch zu einem Essen in einem guten Restaurant einladen?«

Diese Matratzengruft ist ja schön und gut, aber bevor ich mich dazulege, möchte ich doch noch was Leckeres essen.

»Ich geh nicht mehr aus dem Haus«, sagt Martina. »Ich will mich betrinken und high werden, außerdem habe ich schon gegessen.«

Obwohl man es nach dieser Äußerung nicht vermuten sollte, hat Martina eine feste Stelle in einer Werbeagentur. Sie selbst nennt sich ›Sklavin des Kapitalismus‹. Ihr wäre es lieber gewesen, fährt sie fort, die Revolution von 1989 hätte erst 1990 stattgefunden, dann hätte sie wenigstens noch eine Auszeichnung der sozialistischen Kinder- und Jugendorganisation bekommen.

»Und du?«, fragt sie. »Bist du Geheimagent oder so was?«

Ich nicke.

»Und wenn du mir verrätst, was du genau machst, musst du mich ermorden, was?«

»Welches Datum wäre genehm?«, frage ich. »Lass es mich wissen, wann es dir passt.«

Die Kombination von Bananensaft und Rum macht auch mir langsam zu schaffen.

Martina lacht kurz und leicht gruselig auf. »Überrasch mich«, sagt sie.

Mich beschleicht das ungemütliche Gefühl, dass sie es ernst meint.

Der Unterschied zwischen Vertrauen in die Menschheit und Nihilismus ist oft minimal. Martina hat uns ihre Hausschlüssel gegeben. Wir müssen in ein anderes Zimmer umziehen, dürfen aber noch eine Nacht bleiben. Heute Morgen hat sich herausgestellt, dass wir im Bett von Martinas Mitbewohner geschlafen haben. Beim Aufwachen entdeckte ich einen Pyjama, auf dem ich gelegen hatte. Ich roch alten Schweiß.

Schmutzphobie ist der kleine Bruder des Todes. Vergiss jede Schmutzphobie. Das Leben ist schmutzig.

Bevor Martina von der Arbeit zurückkommt, machen wir uns an den Abwasch. Es sind vor allem Aschenbecher und Gläser.

Die anderen Couchsurfer sind am Morgen gegangen.

Um acht Uhr betritt Martina die Wohnung. Sie wirft ihre Tasche in die Ecke, reißt den Kühlschrank auf und beginnt leise zu weinen.

Da steht man dann da mit seinem Geschirrtuch über der Schulter.

»Was du brauchst, ist ein richtiges Steak«, sage ich.

»Ich will nach China«, sagt Martina schluchzend. »Ich bin in meiner asiatischen Phase.«

Wir nehmen sie mit in die Bar des Hotels Josef. Alle sieben Minuten trinkt Martina ein Glas Rum. Sie will sich betrinken, wird aber nur immer nüchterner. Sie sagt: »Ich trinke nur tschechischen Rum. Tschechischer Rum ist der Rum des Arbeiters.«

Das bleibt von Solidarität übrig. Besser als nichts.

Nach neun Rum geht Martina zu Piña Colada über. Ich ertappe mich bei Erstaunen und sogar einer gewissen Ehrfurcht. Ein moralisches Dilemma tut sich auf: Martina gewährt uns ein Bett für die Nacht, müssten wir sie nicht vor dem Absturz bewahren? Allein schon aus Eigeninteresse. Wer trägt sie nach Hause?

Im Restaurant Chez Marcel stößt eine Bekannte zu uns. Sie hat ein Kind aus einer früheren Beziehung und ist jetzt verheiratet mit einem schnauzbärtigen Mann, der zwanzig Jahre älter ist als sie. Sie sagt: »Ich bin in keiner asiatischen Phase, ich bin in meiner konservativen Phase. Mein Mann ist mein Held.«

Sie zeigt uns die Hochzeitsfotos.

Mit jedem Glas Wein nimmt ihr Konservatismus andere, überraschende Formen an. Sie murmelt: »Ich liebe euch, bedingungslos.«

Wie viele Menschen kann man bedingungslos lieben? Dutzende. Mindestens.

Martina selbst scheint die Prinzipien des Couchsurfens überall zu verwirklichen. In ihrer Wohnung. In ihrem ganzen Leben. Couchsurfen bis zum bitteren Schluss. Nenne es praktischen Idealismus.

Die Bekannte begleitet uns zu Martinas Wohnung. Ihr Kind und ihr schnauzbärtiger Mann sind verreist. Heute Abend ist sie die vierte Couchsurferin.

M. ist Logopädin, und W., eigentlich Wilhelm, ist Arzt. Sie haben angeboten, uns vom Bahnhof im österreichischen Stainach-Irdning in der Steiermark abzuholen.

W. hat etwas von einem ergrauten Skilehrer.

Im Vorraum ihrer Villa in Stainach werden uns Pantoffeln gereicht. Fünf Minuten später sitzen wir bei Kir Royal zusammen im Wohnzimmer. »Die Crème de Cassis ist selbstgemacht«, sagt M.

»Sie machen selbst Johannisbeerlikör?«, frage ich. Nicht umsonst habe ich mich folgendermaßen beschrieben: »Reinlich, harmlos und höflich.«

»Nein, er ist von der Nachbarin«, sagt M. »Außerdem sagen wir unter Couchsurfern ›Du‹.«

Ich nehme einen Schluck Kir Royal. »Und warum empfängt ihr wildfremde Leute zu Hause?«

M. lacht allerliebste. »Unser Sohn war couchsurfen in Mexiko«, sagt sie. »Und ich bin eine besorgte Mutter. Da hab ich mir ein Profil auf couchsurfing.com zugelegt. So konnte ich sehen, wo er war, denn er hat überall Bemerkungen hinterlassen. Nach einiger Zeit dachte ich: Warum empfangen wir selbst eigentlich niemanden? Unser Sohn findet das komisch, aber natürlich verbietet er es uns nicht. Und wir haben so nette Couchsurfer kennengelernt. Ein Amerikaner auf Weltreise, zwei Ungarn mit einem Cello. Nur Raucher mag ich nicht.«

Ich erzähle, dass wir gerade von einer Kettenraucherin kommen.

»Ja«, sagt M., »was mir an deinem Profil gefallen hat, war, dass du dich als reinlich beschrieben hast. Ich mag keine Dreckspatzen.«

Nach meinem Tod keine Ansprachen. Nur sechs Worte: Der Mann, der kein Dreckspatz war.

»Esst ihr Rindfleisch?«

»Ja, gern«, sage ich.

Wir setzen uns zu Tisch. »Das Gericht hier heißt Tafelspitz«, erklärt W. »Dazu trinke ich gern ein Glas Bier.«

Sander, mein Reisebegleiter, greift tüchtig zu. Was unseren Gastgebern sichtlich gefällt.

»Unser Simon studiert in Graz«, sagt M. »Er will Arzt werden.

Der Älteste auch, aber jetzt couchsurft er mit seiner Freundin durch Laos.«

Ich merke es: eine Familie von Couchsurfern.

Auch eine Schokoladentorte haben M. und W. gebacken. Alles gleich appetitlich und lecker.

Zu guter Letzt bekomme ich das Kinderzimmer, Sander das Gästezimmer. Das Bett sieht herrlich aus. Die Kissen sind dick aufgeschüttelt wie im besten Hotel. Ich ziehe die Pantoffeln aus.

»Brauchst du noch irgendetwas?«, ruft M.

»Nein, danke«, rufe ich zurück.

Ich bin das reisende Kind für Eltern im Herbst ihres Lebens, die sich ohne größere Umstände noch einmal um jemanden kümmern möchten.

Für Strobl am Wolfgangsee zeigt die Couchsurfing-Website keine Einträge. Bis in diesen Winkel Österreichs ist das Phänomen noch nicht vorgedrungen.

So hoffe ich, nach meiner Gratislesung vor jungen Buchhändlern, bei einem von ihnen unterschlüpfen zu können. Die jungen Buchhändler haben sich zu einer Tagung nach Strobl zurückgezogen, um über ihren Berufsstand zu diskutieren.

Mein Reisebegleiter ist optimistisch. »Sie werden sich um dich schlagen«, sagt er. Ich bin eher skeptisch. Seit 1998 hat sich niemand mehr um mich geschlagen, und ich sehe nicht ein, warum das in Strobl auf einmal anders sein sollte.

Mein Vorschlag am Ende der Lesung sorgt unter den Buchhändlern für Verwirrung, eine Verwirrung, die sich von Argwohn kaum unterscheiden lässt. »Haben Sie kein Geld fürs Hotel?«, fragt ein junger Mann.

»Das ist es nicht«, sage ich. »Aber ich muss nun mal eine Woche bei Fremden übernachten.«

Ich habe für mein Leben Spielregeln aufgestellt, die ich nicht übertreten möchte.

»Wir werden uns aufdrängen müssen«, sagt mein Freund Sander.

Wir setzen uns zu Buchhändlern an den Tisch und lassen Schnaps auffahren. Zwei Buchhändler verabschieden sich schnell, doch beim Rest siegt die Neugier über den Argwohn.

»Wenn ihr einen Autor persönlich kennt, könnt ihr seine Bücher dann besser verkaufen?«, frage ich.

»Ja, klar«, sagen die Buchhändler.

»Und wenn der Autor neben euch im Bett gelegen hat?«

Der Verkauf erweist sich auch hier, wie so oft, als entscheidendes Argument.

»Du kannst zu mir aufs Zimmer«, sagt J. »Ich hab fünf Brüder, ich bin das gewöhnt.«

J. verkauft nicht nur Bücher, sie ist auch fanatische Turnerin.

Als ich mir die Zähne putze, schlüpft sie schnell in ihre Nachtwäsche: ein schwarzes T-Shirt und eine Radlerhose.

Dann fängt sie an zu erzählen. Auch ihre Mutter ist begeisterte Turnerin. Bei der Fußball-EM 2008 in Wien wird J. im Stadion vor jedem Spiel gymnastische Darbietungen bringen, die leider nicht im Fernsehen übertragen werden. Ihr Freund und sie wollen nächstes Jahr heiraten, aber ihre Eltern sind nicht glücklich darüber, weil er nichts mit Turnen am Hut hat.

»Warum machst du das hier eigentlich?«, fragt sie plötzlich.

»Um einen Titel von Ian McEwan zu paraphrasieren«, antworte ich, »Der Trost von Fremden ist besserer Trost.«³ Und füge hastig hinzu: »Jetzt müssen wir aber schlafen.«

Über Turnen darf man nicht bis zum frühen Morgen reden.

»Bahnhof Keleti, stehe unter der großen Uhr«, teilt Viola uns per SMS mit. »Trage Sonnenbrille, roten Mantel und bin groß.«

Der Mantel ist nicht rot, doch der Rest stimmt.

Viola hat zwei Mitbewohnerinnen, und aus unerfindlichen Gründen können wir noch nicht in die Wohnung. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren wir in ein Café gegenüber der größ-

ten Synagoge der Stadt. »Das ist das Judenviertel«, sagt Viola und schaut mich vielsagend an.

Sie hat Deutsch auf Lehramt studiert, doch der Beruf war die Hölle. Jetzt arbeitet sie in einem Reisebüro.

Wir warten auf Orsolya. Von ihr stammt die Idee, Fremde zu beherbergen: das Leben ein nicht enden wollender Logierbesuch. Die Euphorie von 1989 ist verfliegen und hat der großen Flucht aus der Realität Platz gemacht. »Ich lese nie Zeitungen«, hat J. in Strobl gesagt. »Nur Bücher. Ich will in meiner eigenen, heilen Welt bleiben.« Was viel über Bücher sagt. Und über die Art, wie sie gelesen werden. Wer sich enttäuscht von der Welt abwendet, macht irgendwann nur noch für Pyjamapartys die Tür auf.

Orsolya lässt auf sich warten, und inzwischen reißen Sander und ich Witze, die wir schon die ganze Woche über erzählen. Für Viola jedoch sind sie neu. Sie lacht herzlich.

Orsolya, die schließlich doch noch dazukommt, nennt sich Orsy. Sie arbeitet für eine japanische Firma der Autozulieferindustrie.

Die Wohnung in einem Außenbezirk von Buda strahlt eine freundliche, osteuropäische Melancholie aus. Auf der Toilette prangt eine Liste mit fünfzig Gründen, das Leben zu lieben. Orsy sagt: »Wenn euch noch einer einfällt, schreibt ihn unbedingt dazu.« Die dritte Mitbewohnerin heißt Marta. Marta hat Zahnschmerzen.

Mit Viola und Orsy gehen wir in ein traditionelles ungarisches Restaurant, wo natürlich die örtliche Schnapsspezialität probiert werden muss. Im Grunde ist Couchsurfen Alkoholismus mit Rollkoffer.

Beim Hauptgang wird Orsy auf einmal ernst. »Was ist euer süßester Traum?«, will sie wissen.

Was könnte sie meinen?

In einem Versuch, freundlich und zugleich witzig zu sein, antworte ich: »In sieben Städten mit sieben Frauen sieben verschiedene Kinder zu zeugen.«

Mein Misstrauen der Menschheit gegenüber hat sich noch nicht verflüchtigt, aber ich bin bereit, das vorübergehend zu vergessen.

Neben der Zeit als Zimmerjunge in Bayern und meinen Reisen nach Afghanistan waren dies hier die glücklichsten Tage meines Lebens.

Vielleicht ist das mein süßester Traum: Couchsurfen bis an mein seliges Ende.

Auch in Bagdad scheint es Couchsurfer zu geben. Adnan Salih zum Beispiel, der sich auf der Website folgendermaßen vorstellt: »I wish to explore the western world I love to meet the good and funny people and I wish to make a real friendship with the people that I enjoy.«

Orsy schläft in Violkas Zimmer, so dass mein Reisebegleiter und ich in ihr Bett kriechen können.

»Komm lebend aus dem Irak zurück«, sagt Orsy.⁴

Auf der Toilette trage ich Grund Nummer 51 ein: »Der Geruch der Schweißfüße von Fremden.«